

DIE SOPHIA-STUFE

DIE SOPHIA-STUFE

*Über C. G. Jungs vierte Stufe und den Umbau in der Mitte
des Lebens*

Nach einem Vortrag über C. G. Jung

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2024

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas
Gloggnitz · 2024

*„Jedes Leben ist schließlich die Verwirklichung eines Ganzen,
das heißt eines Selbst, weshalb man die Verwirklichung auch als
Individuation bezeichnen kann.“*

— C. G. Jung, *Psychologie und Alchemie*
(Gesammelte Werke, Bd. 12, S. 259)

KAPITEL I

Das Gefühl, das nicht kommt

Es gibt einen Abend, an dem etwas erreicht ist, worauf ein Mensch jahrelang hingearbeitet hat. Der Vertrag ist unterschrieben, die Nachricht verschickt. Die anderen gratulieren, und er steht in seiner Küche, ein Glas Wasser in der Hand, und wartet auf ein Gefühl, das nicht kommt. Er wartet noch eine Minute. Dann stellt er das Glas ab und geht schlafen. Am nächsten Morgen denkt er zum ersten Mal einen Satz, der ihm Angst macht: Vielleicht stimmt etwas nicht mit mir.

Für diese Leere nach dem Erreichten gibt es viele mögliche Gründe, und nicht alle sind harmlos. Wer sie über längere Zeit spürt, wer an Schlaf, Antrieb oder Lebensfreude verliert, sollte nicht bei einer Deutung stehen bleiben, sondern sie mit jemandem besprechen, der sie beurteilen kann. Carl Gustav Jung hat jedoch eine Möglichkeit beschrieben, die leicht übersehen wird: dass sich hier nicht etwas auflöst, sondern etwas umgebaut wird. Dass sich still und ohne Erlaubnis das Zentrum verschoben hat, um das sich ein ganzes Leben gedreht hat.

Dem Ende einer solchen Bewegung hat Jung einen Namen gegeben: Sophia. Nicht Wissen, nicht Intelligenz, sondern gelebte Weisheit — die letzte und seltenste Stufe eines inneren Weges, den viele Menschen nie zu Ende gehen, weil er einen Preis hat, den kaum jemand freiwillig zahlt.

KAPITEL 2

Eva, Helena, Maria, Sophia

In der *Psychologie der Übertragung* beschreibt Jung vier Stufen, in denen sich der Eros und mit ihm das innere Seelenbild entfalten (Gesammelte Werke, Bd. 16, § 361). Er gibt ihnen vier Namen.

Die erste Stufe nennt er Eva: die Verwurzelung im Körperlichen — Hunger, Begehren, Sicherheit, Zugehörigkeit. Die Welt wird über die Instinkte erfahren; man will gehalten werden, man will dazugehören. Nichts daran ist unreif. Es ist der Boden, auf dem alles Weitere wächst.

Die zweite Stufe nennt er Helena: die romantische Verklärung. Man verliebt sich, und der andere Mensch trägt plötzlich alles, was einem selbst fehlt. Er ist schöner, klarer, ganzer. Diese Stufe ist der Motor, der aus dem Elternhaus und aus sich selbst herausschleudert. Sie tut weh, und sie ist notwendig, denn ohne sie würde man die Grenze der eigenen Haut nie verlassen.

Die dritte Stufe nennt er Maria: die Hingabe an etwas, das größer ist als das private Glücksbedürfnis — ein Kind, eine Arbeit, die einen braucht, eine Verantwortung, die man nicht abgeben kann. Hier lernt ein Mensch zum ersten Mal, dass ein Leben Bedeutung haben kann, ohne ihm dauernd angenehm zu sein.

Und dann gibt es eine vierte Stufe, die kaum jemand betritt: Sophia. Weisheit, die nicht mehr angelesen ist, sondern verkörpert; Wissen, das in Haltung übergegangen ist.

Zwei Einschränkungen gehören an diese Stelle, damit das Bild nicht mehr trägt, als es kann. Jung hat diese Reihe am männlichen Seelenbild beschrieben, an der Anima; es sind ursprünglich Stufen in der Kultur des Eros, keine Stufenleiter persönlicher Vollkommenheit. Die folgenden Kapitel nehmen seine Begriffe auf und fragen, was sie für einen Menschen in der zweiten Lebenshälfte bedeuten können — das ist eine Auslegung, keine Wiedergabe. Und die Eigenschaften der Sophia gehören keinem Geschlecht. Sie gehören jedem Menschen, der den Weg der Individuation weit genug gegangen ist.

Entscheidend ist vor allem dies: Sophia fühlt sich nicht an wie ein Aufstieg. Sie fühlt sich an wie ein Verlust. Keine dieser Stufen löst die vorherige einfach ab; man durchschreitet sie, und jedes Mal stirbt dabei etwas, das einem vorher heilig

war. Auf der Sophia-Stufe stirbt das Letzte, woran man sich festgehalten hat: die Vorstellung, dass man erst jemand werden muss.

Genau deshalb wird dieser Übergang nicht als Erleuchtung erlebt, sondern als Fehler. Erfolg klingt hohl. Anerkennung rutscht ab wie Wasser an Glas. Die Rollen, die das soziale Ich am Leben gehalten haben, fühlen sich an wie die Choreographie eines fremden Tanzes. Was im Folgenden beschrieben wird, sind keine Abzeichen. Jede dieser Beobachtungen beschreibt einen Tod und eine Geburt am selben Ort.

KAPITEL 3

Der Nachmittag des Lebens

Der Held gehört in den Morgen des Lebens. In der Jugend muss man erobern und beweisen, dass es einen gibt. Jung hielt diesen Drang für notwendig: Ein Ich muss sich erst bilden, bevor es überschritten werden kann. Man kann sich nicht von einem Selbst lösen, das nie entstanden ist.

In seinem Aufsatz über *Die Lebenswende* hat Jung den Gedanken ausgesprochen, der dieses ganze Kapitel trägt: dass man den Nachmittag des Lebens nicht nach demselben Programm leben kann wie den Morgen, weil das, was am Morgen viel ist, am Abend wenig sein wird, und was am Morgen wahr ist, am Abend unwahr (Gesammelte Werke, Bd. 8).

Irgendwann kippt die Sonne, und am Nachmittag des Lebens geschieht etwas, das man sich vorher nicht vorstellen konnte: Das Bedürfnis, der Held zu sein, löst sich auf. Nicht durch Verzicht, nicht weil man sich spirituelle Bescheidenheit vorgenommen hätte, sondern weil man durchschaut, dass die ganze Heldengeschichte eine notwendige Erfindung war, die ihre Aufgabe erfüllt hat.

Man merkt es an kleinen Dingen. Jemand erzählt eine Geschichte, in der er der Klügste ist, und man korrigiert ihn nicht mehr. Man hätte die bessere Version; man sagt sie nicht. In einer Besprechung wird die eigene Idee unter fremdem Namen vorgetragen; der alte Stich kommt, aber er hält nur noch zwei Sekunden. Danach ist es gleich, wer die Idee hatte, solange sie gut ist. Man wird vom Darsteller zum Zeugen.

Und genau hier beginnt das Missverständnis, das einsam macht. Für alle, die noch im Morgen ihres Lebens stehen, sieht das aus wie Aufgeben. Man habe den Biss verloren, sei weich geworden. Menschen, die einen früher bewundert haben, sind leicht enttäuscht; sie sagen es nicht, aber man hört es an der Art, wie sie fragen, was man gerade macht.

Sie können nicht sehen, was passiert ist: der Weg vom Tun ins Sein, vom Beweisen ins Verstehen, vom Erobern in die Anwesenheit. Das Feuer ist nicht ausgegangen. Es ist nur nicht mehr auf eine Bühne angewiesen.

KAPITEL 4

Logos und Gnosis

Wer nichts mehr beweisen muss, fängt an, auf eine andere Art zu hören. Es gibt zwei verschiedene Weisen, etwas zu wissen. Die eine sammelt. Sie zerlegt, ordnet, vergleicht, benennt; sie liest das Buch, um am Ende die These zu haben. Jung nannte dieses Prinzip den Logos. Es ist scharf, und es hat einen weit getragen.

Die andere Art versteht durch Eintauchen. Sie begreift eine Lage, bevor sie sie erklären kann. Sie hört in einem Satz die Angst, die nicht ausgesprochen wird. Die alten Texte nannten das Gnosis. Auf der Sophia-Stufe verschiebt sich das Gewicht von der ersten Art auf die zweite, und das Erste, was man daran bemerkt, ist ein Nachlassen der Gier.

Man hört auf, Informationen zu sammeln, und fängt an, Muster zu sehen. Man liest nicht mehr, um eine Antwort zu finden, sondern um zu prüfen, ob dort jemand dasselbe gesehen hat. Eine Bibliothek kann die Liebe beschreiben; was Liebe ist, weiß nur das eigene Herz. Tausend Philosophien können den Weg zur Klarheit zeichnen; wie sich Klarheit anfühlt, weiß nur, wer einmal in ihr gestanden hat.

Darum fühlen sich Gespräche, die früher angeregt haben, heute hohl an. Jemand erzählt von seinem nächsten Vorhaben, von den Zielen für das kommende Jahr, von der neuen Methode, mit der jetzt alles anders wird. Man hört zu, ohne zu urteilen, und sieht zugleich, was der andere nicht sieht: ein Ich, das sich mit Tätigkeit beweisen will, dass es da ist. Und man hat das nicht mehr nötig.

Hier liegt die erste Falle. Es geht nicht darum, das Ich überwunden zu haben. Wer das glaubt, ist nicht weiter, sondern aufgeblasen. Es geht darum, dass das Ich in ein größeres Bewusstsein eingebettet ist, das nicht mehr ständig bestätigt werden muss. Das Wissen, das man jetzt anzapft, kommt nicht mehr aus dem Kopf, sondern aus einer Schicht darunter — aus einer Stille, in der es die meisten Menschen keine zehn Minuten aushalten, weil dort niemand applaudiert.

KAPITEL 5

Wetter über offenem Himmel

Wer diese Stille aushält, entwickelt als Nächstes etwas, das andere oft für Charakterlosigkeit halten. Die Mystiker nannten es heilige Gleichgültigkeit; der Osten spricht von einem Bewusstsein, das nur zuschaut. Die Worte wechseln, die Erfahrung bleibt dieselbe: die Fähigkeit, tief zu lieben, ohne von den Folgen zerstört zu werden.

Ereignisse, die einen früher zerlegt hätten, ziehen jetzt durch das Bewusstsein wie Wetter über einen offenen Himmel. Jemand beleidigt einen; man spürt es ankommen, aber es hakt nicht ein. Jemand enttäuscht einen; man sieht es klar, aber es reißt einem nicht den Boden weg. Das ist keine Taubheit. Es ist eine Art Immunität. Man kann im Sturm stehen, ohne der Sturm zu werden; neben einem leidenden Menschen sitzen, ohne mit ihm unterzugehen; ein Gefühl haben, ohne von ihm besetzt zu werden.

Und genau das wird einem zum Vorwurf gemacht. Man nennt die Ruhe Kälte. Manche trauern der alten Reizbarkeit hinterher, weil sie daran ablesen konnten, dass sie Macht hatten. Und sie haben in einem Punkt recht: Etwas hat sich verändert. Aber sie deuten es falsch. Man hat nicht aufgehört, sich zu kümmern. Man hat aufgehört, das innere Wetter anderer Leute zum eigenen zu machen; man hat die Verantwortung für Gefühlslagen zurückgegeben, die einem nie gehört haben.

Das macht schwer steuerbar. Schuld greift nicht mehr. Schweigen als Strafe greift nicht mehr. Und Menschen, die diesen Griff gewohnt waren, erleben die neue Ruhe als Angriff.

KAPITEL 6

Der eigene Schatten

Der Grund für diese Ruhe ist das Unangenehmste von allem. Die meisten Menschen verbringen ihr Leben damit, das Dunkle in sich auf andere zu werfen. Das Böse ist immer draußen. Die Grausamkeit, die Berechnung, die Feigheit, die Gier — alles wohnt bei den anderen. So bleibt das eigene Selbstbild sauber.

Auf der Sophia-Stufe bricht dieser Mechanismus zusammen. Man erkennt mit einer Klarheit, die zuerst weh tut, dass man zu allem fähig ist, was man verurteilt. Jeder dunkle Impuls, den man in einem anderen sieht, existiert auch im eigenen Untergrund: die Fähigkeit zur Härte, zum Verrat, zum Wegsehen. Sie lebt in einem, wie sie in allen Menschen lebt. Der einzige Unterschied ist, dass man hingeschaut hat.

Jung hielt die Arbeit an der eigenen Schattenseite für das Schwerste, was ein Mensch auf sich nehmen kann. Sie verlangt einen Satz, den fast niemand laut sagt: Unter bestimmten Umständen könnte auch ich verraten. Auch ich könnte verletzen. Auch ich könnte das verlassen, von dem ich behaupte, dass ich es liebe.

Wer diesen Satz einmal ausgehalten hat, bei dem hört etwas Merkwürdiges auf. Er ist nicht mehr entsetzt über Menschen, empört sich nicht mehr über das, was sie tun. Er sieht einen Menschen, der aus seiner Wunde handelt, aus seiner Angst, aus einem Schatten, den er nie angesehen hat. Und statt Urteil entsteht Wiedererkennen.

Das heißt nicht, dass man alles hinnimmt oder Übergriffe erlaubt. Es heißt, dass man sieht, ohne dass der Blick vom eigenen Abwehrbedarf verzerrt wird. Und diese Klarheit gibt eine Freiheit, an die viele nie herankommen. Über Scham ist man nicht mehr zu führen, über Schuld nicht mehr — denn man hat das eigene Schlimmste schon gesehen und ihm einen Platz gegeben.

KAPITEL 7

Zwischen den Polen

Wer beide Seiten in sich kennt, muss sich nicht mehr für eine entscheiden. Jung nannte das die transzendente Funktion: die Fähigkeit, die Spannung zwischen zwei Gegensätzen auszuhalten, ohne auf eine Seite zu kippen.

Das gewöhnliche Bewusstsein arbeitet in Paaren: gut oder böse, richtig oder falsch. Die Psyche sucht Erlösung, indem sie einen Pol festhält und den anderen verstößt. Das ist bequem, und es ist der Grund, warum so viele Auseinandersetzungen nichts klären.

Sophia überschreitet diesen Mechanismus. Man kann zwei widersprüchliche Wahrheiten gleichzeitig halten, ohne dass das Bewusstsein daran zerbricht. Ein Mensch kann liebevoll und schädlich sein. Das Leben ist tragisch und schön — nicht abwechselnd, sondern im selben Moment. Man kann jemanden vollständig lieben und trotzdem gehen müssen.

Das ist keine Beliebigkeit und nicht das Ende der Urteilkraft. Es ist die reife Fähigkeit, Gegensätze in ein größeres Bild zu fassen. Ein Vater kann nährend und verletzend gewesen sein; ein früherer Partner freundlich und grausam. Und man selbst ist Licht und Schatten zugleich. Jung hat gesehen, dass das Dunkle nicht einfach wegzuschaffen ist, sondern zum Bild des Lebens gehört:

„Dummheit, Sünde, Krankheit, Alter und Tod bilden nach wie vor die dunkle Folie, von der sich des Lebens heiterer Glanz abhebt.“

— C. G. Jung, *Aion* (Gesammelte Werke, Bd. 9/2, S. 282)

Die transzendente Funktion erlaubt, im Raum zwischen den Polen zu wohnen — und dieser Raum ist der Ort, an dem Weisheit entsteht. Für andere wird man dadurch schwer lesbar. Sie suchen die Schublade: Optimist oder Pessimist? Auf welcher Seite stehst du? Und man passt in keine — nicht aus Verweigerung, sondern weil man gelernt hat, auf dem fruchtbaren Streifen zwischen den Lagern zu leben. Menschen, die einfache Geschichten brauchen, ertragen das schlecht. Man ist ihnen nicht feindlich. Man ist ihnen unlesbar.

KAPITEL 8

Wirken ohne Erzwingen

Wer den Widerspruch aushalten kann, hört auf, das Leben zu zwingen. Es gibt einen Satz, den die ganze Umgebung eingepägt hat: Streng dich an. Bleib dran. Mach es möglich. Auf der Sophia-Stufe verliert dieser Satz seine Macht.

Im alten China gab es dafür ein Wort: *wu wei*, Wirken ohne Erzwingen. Das ist keine Trägheit und keine Ergebung. Es ist die Einsicht, dass es eine Ordnung gibt, die klüger rechnet als die eigene Planung. Man hört auf zu fragen: Was muss ich jetzt tun? Und fängt an zu fragen: Was will durch mich geschehen?

Man denke an Wasser. Wasser kämpft nicht gegen den Stein. Es sucht keine Strategie. Es fließt nach seiner Natur — und nach genügend Zeit hat das Wasser den Stein geformt, ohne ihn ein einziges Mal geschlagen zu haben. So arbeitet man jetzt: nicht kämpfend, nicht stemmend, sondern fließend. Und dieses Fließen trägt mehr Kraft als alles Stemma davor.

Jung hat dasselbe Muster an Menschen beobachtet, die den Weg der Individuation weit gegangen waren. Sie hörten auf zu erzwingen und fingen an zuzulassen. Sie lernten, auf den richtigen Augenblick zu warten, statt aus Angst den falschen herzustellen.

Das steht gegen alles, was die Gegenwart lehrt. Man soll rennen, die Gelegenheit herstellen. Und man hat entdeckt, dass die stärkste Handlung die Übergabe ist — nicht das Aufgeben, sondern das Einklinken in eine Strömung, die einen schneller trägt, als man je gerudert hat.

Was dann folgt, lässt sich kaum erzählen, ohne esoterisch zu klingen, und es verdient Nüchternheit. Jung hat für das auffällige Zusammentreffen innerer und äußerer Ereignisse den Begriff der Synchronizität geprägt. Ein Gespräch fällt genau in die Woche, in der man es braucht. Eine Tür geht auf, von der man nicht wusste, dass es sie gibt. Man kann darin eine Ordnung sehen, die durch die Dinge läuft; man kann darin auch die veränderte Aufmerksamkeit eines Menschen sehen, der jetzt bemerkt, was er früher übersah. Beides schließt sich nicht aus.

KAPITEL 9

Die zweite Einfachheit

Wer so lebt, sieht auch die Welt anders an. Jung hat einen alten Begriff wieder ausgegraben: *anima mundi*, die Seele der Welt. Auf der Sophia-Stufe ist das keine Idee mehr, die man interessant findet. Es ist eine Wahrnehmung. Das Heilige zeigt sich im Gewöhnlichen. Die Natur ist kein Hintergrund mehr, vor dem das eigene Leben stattfindet. Man sieht einen Baum und erkennt das Muster, das ihn geformt hat — und es ist dasselbe, das einen selbst geformt hat. Man hält einen Stein in der Hand und ahnt die langsame Zeit, die durch ihn hindurchgeht.

Das ist keine Schwärmerei. Es ist der Wegfall einer Trennung. Der Abendhimmel ist nicht nur Streuung von Licht; er ist ein Satz, den das Dasein über sich selbst sagt. Das Wachsen einer Pflanze ist nicht nur Zellteilung; es ist Intelligenz, die eine Form annimmt.

Diese Wahrnehmung verändert, wie man sich bewegt. Man wird leiser, vorsichtiger. Man kann nichts mehr achtlos zerstören, wenn man das Leben darin spürt. Und man wird schweigsamer. Man füllt nicht mehr jede Lücke mit Sprache — nicht, weil man nichts zu sagen hätte, sondern weil man zuhört; weil man mit etwas in Verbindung steht, das in Worten sofort kleiner wird.

Am Ende dieses Weges wartet die größte Überraschung: Es geht nicht weiter hinauf. Es geht zurück. Nachdem man den eigenen Schatten angesehen und die Illusionen verloren hat, kommt man bei etwas an, das lächerlich schlicht aussieht. Holz hacken, Wasser tragen — so haben es die Zen-Meister gesagt.

Aber das ist nicht die Einfachheit des Anfangs. Am Anfang war man einfach, weil man nichts anderes kannte. Jetzt ist man einfach, weil man durch die ganze Verwicklung hindurchgegangen ist. Man war im dunklen Wald. Man ist zurück im Dorf, und man ist nicht mehr derselbe Mensch, der damals aufgebrochen ist.

Man braucht sehr wenig: eine Tasse Tee, einen stillen Morgen, einen Weg ohne Ziel, ein Gespräch mit jemandem, der versteht, was man meint. Nicht, weil man sich mehr nicht leisten könnte, sondern weil man begriffen hat, dass mehr nichts hinzufügt. Mehr macht Lärm. Mehr zieht weg von der Anwesenheit in diesem Augenblick, genau so, wie er ist.

Und hier wird man zum ersten Mal wirklich frei. Man kann einem nichts

mehr verkaufen. Man kann einem nicht mehr einreden, dass noch ein Gegenstand fehlt, um vollständig zu sein. Es ist die Zufriedenheit, die nicht davon abhängt, dass erst noch etwas hinzukommt.

KAPITEL 10

Die Gefahr der Inflation und der Weg zurück

Diese Stufe hat einen Preis, und sie hat eine Gefahr. Der Preis ist eine tiefe Einsamkeit — nicht die des Alleinseins, sondern die dessen, der sieht, was andere nicht sehen können. Zwischen einem selbst und den Menschen, die auf einer früheren Stufe stehen, öffnet sich ein Abstand, den kein Gespräch schließt. Sie liegen nicht falsch, und man selbst liegt nicht richtig; man arbeitet aus verschiedenen Ordnungen des Bewusstseins. Man springt nicht mehr auf die alten Hebel an, jagt die Belohnungen nicht mehr, die alle anderen in Atem halten. Das macht unbequem — nicht gefährlich im lauten Sinn, sondern unbrauchbar für alles, was auf Unbewusstheit angewiesen ist. Diese Einsamkeit muss keine Krankheit sein. Sie kann der Schatten sein, den seelische Reife wirft.

Die Gefahr aber ist ernster zu nehmen als alles andere. Jung nannte sie Inflation: dass man sich mit dieser Erfahrung gleichsetzt und anfängt zu glauben, man sei mehr als ein Mensch. Das ist die Falle, in die viele Suchende geraten. Sie erreichen etwas von dieser Weite und schließen daraus, dass sie besonders sind — erwacht, vorne, und die anderen da hinten im Dunkeln. In dem Moment, in dem man das denkt, ist man gefallen.

Denn Sophia bedeutet nicht Überlegenheit. Sophia bedeutet Demut vor dem Geheimnis: die Einsicht, dass mit jedem Stück Verständnis die Fläche dessen wächst, was man nicht versteht. Ein Mensch auf dieser Stufe verkündet seine Weisheit nicht. Er lebt sie still. Er weiß, dass er nur ein Mensch ist, dem ein Blick auf etwas Größeres geschenkt wurde — und dass dieser Blick ihm keine Stellung gegeben hat, sondern eine Pflicht.

Die Aufgabe ist nicht, sich über andere zu erheben, sondern ganz dort zu sein, wo man ist. Niemand lässt sich zu einem herüberzerren. Man kann nur die eigene Tiefe redlich bewohnen.

Und damit kommt der letzte Schritt, den Jung für den entscheidenden hielt. Die Aufgabe ist nicht, die Welt zu verlassen, sondern in sie zurückzukehren — als jemand, der unten war und wieder heraufgekommen ist; der seinem Schatten ins Gesicht gesehen hat; der einem alten Selbst beim Sterben zugesehen und ein neues mitgebracht hat. Jemand, der einen Raum halten kann, ohne zu urteilen;

der klar sieht, ohne grausam zu werden; der lieben kann, ohne zu besitzen.

Zurückkehren heißt nicht, das alte Leben wieder aufzunehmen, als wäre nichts gewesen. Es heißt, das Integrierte in die Welt zu tragen — vielleicht in der Arbeit, vielleicht einfach durch die Anwesenheit in einem Raum. Jung hat beobachtet, dass Menschen, die diesen Weg gegangen sind, etwas ausstrahlen, ohne dafür etwas zu tun. Sie werden zu Brücken zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten. Das ist der Sinn der Individuation: Sie ist kein selbstbezogener Weg. Sie ist das Ganzwerden, damit man aus der eigenen Fülle geben kann statt aus der eigenen Wunde.

Jung selbst hat den Preis dafür bezahlt. Zwischen 1913 und 1919 ging er durch eine Zeit, die er seine Auseinandersetzung mit dem Unbewussten nannte. Er hatte Bilder, er hörte Stimmen, er fürchtete zeitweise, den Verstand zu verlieren. Er verlor ihn nicht. Er wurde umgebaut — und alles, was er dabei gelernt hat, hat er danach aufgeschrieben, damit die nach ihm diesen Weg nicht blind gehen müssen.

Sophia ist die Stufe, auf der dieses Werden zu Ende kommt: auf der man endlich aufhört, etwas anderes sein zu wollen als das, was man ist — nicht der, den die Eltern wollten, nicht der, den man von einem erwartet hat, sondern der, der man unter allen Schichten aus Prägung, Angst und Vorführung tatsächlich ist. Und das, was man ist, genügt.